

Textvergleich

• Maeterlinck: Der Schatz der Armen (1902)

a) Form / Gestaltung: essayistische, metaphorreiche Prosa, die, wäre sie nicht ein Textausschnitt aus einer längeren philosophischen Abhandlung, einem Aphorismus nahekäme; einer lapidaren Feststellung zu Beginn (Sprache entwertet) schließt sich zur Begründung eine Reihe von Bildern an, die eine antithetische Struktur erkennen lassen: hier die Oberfläche, da die Tiefe; letztere charakterisiert sich durch Abgründe, durch das Meer und durch die Finsternis, kontrastiv dazu wird der Oberfläche explizit das Tageslicht und implizit das Land, das Materielle (als Gegensatz zum Wasser) zugeordnet; der Gegensatz verschärft sich durch eine eindeutige Bewertung: unten ist der Ort „wunderbarer Schätze“, die sich oben als falsch bzw. wertlos („*Steine und Glasscherben*“) erweisen; die Schätze könnten sich in einer Höhle („*Schatzgrube*“) befinden, geht man aber von einer stringenten Metaphorik aus, so liegen die Schätze eher auf dem dunklen Meeresgrund; in der Bezeichnung „Abgründe“ schwingt das Unheimliche, das Unfassbare mit, ebenso wie das Dunkle lässt es eventuell negative Assoziationen zu, die im Kontrast zu den schimmernden Schätzen stehen; entscheidender ist aber, dass sich in den Abgründen eine andere Welt auftut, die Welt des Wassers, die außerhalb der Menschenwelt liegt (wir können ins Wasser hinabtauchen, uns aber nicht dort aufhalten); das Wasser ist eines der Ursymbole für den Grund des Lebens (fons vitae, Quelle, Fruchtbarkeit), für das Undingliche (synthetisch, „alles fließt“), das Übernatürliche (Nymphen, Nixen) und das Heilige (Taufe, Weihwasser).

b) Inhalt: dem Text ist die These vorangestellt, dass Sprache entwertet; die Dinge verlieren im Akt ihrer Benennung ihre Bedeutung, den Zauber; Sprache und Sinn sind demzufolge in verschiedenen Sphären; Sprache gehört der Oberfläche an, sie bezeichnet die Dinge, macht sie begreiflich und erkennbar: wir greifen nach ihnen und holen sie ans Tageslicht; der tiefere Sinn des Seins, sein Zusammenhang und die darin enthaltenen Schätze werden jedoch bei dieser Bewusstwerdung hinter uns gelassen.

Zusatz: nach Auffassung Maeterlincks liegt der Sinn der Welt außerhalb der im Licht der Ratio fassbaren, sprachlich gestalteten Realität; über den analytischen Vorgang der Bezeichnung reißt der Mensch die Dinge aus ihrem mystischen (dunklen) Ganzen; deutlich wird dies am Bild (!) der „*Wassertropfen an unseren Fingerspitzen*“, gleichsam im Greifen nach den Dingen geronnene Begriffe, die den Zusammenhang verloren haben und als einzelne Objekte („*Glasscherben*“) wertlos erscheinen; im Gegensatz zu diesem Akt begrifflicher Objektivierung (Vergegenständlichung, Vereinzelung) steht das unsagbare Sehnen nach einem tiefgründigen Sein, das in unberührter Finsternis bedeutungsvoll schimmert.

c) Fazit: Sprache und Sinn / Bedeutung gehören nicht (mehr) zusammen, sie sind in zwei Seinsbereichen voneinander getrennt; über den sprachlichen Zugriff auf die Dinge verlieren diese den ihnen innewohnenden verborgenen Zauber. Dem Widerspruch, dass die These von der Bedeutungslosigkeit der Sprache selbst wiederum versprachlicht wird, versucht der Autor durch den Gebrauch einer komplexen Metaphorik zu begegnen.

● Rilke: Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort (1897)

a) Form / Gestaltung: Gedicht in 3 Strophen zu 4 Versen; die gebundene Form wird durch die umarmenden Reime (abba / cddc) der ersten beiden Strophen besonders deutlich; die 3. Strophe kennzeichnet ein Paarreim (eeff), alle Kadenzen sind männlich; der Rhythmus ist nicht ganz regelmäßig (Zeilen sind nicht gleich lang) und wirkt durch die Daktylen (betont – unbetont – unbetont) frei und fast tänzerisch, andererseits sorgt die fast durchgängige Übereinstimmung von Satz- und Versende für Gleichmaß; auffallend sind die zahlreichen Alliterationen („wissen alles was wird und war“ / „ihr Garten und Gut grenzt gerade an Gott“), die den Alltagsworten „Garten“, „Gut“, „Hund“, „Haus“, „Spiel“, „Spott“ etwas Poetisches verleihen; weitere rhetorische Mittel: Antithese als Chiasmus („hier ist Beginn und das Ende ist dort“), Tautologie („starr und stumm“). Im Gegensatz zu Maeterlincks reflektiertem pluralis majestatis („wir glauben“, „wir wähen“) findet sich ein lyrisches Ich mit seinen Ängsten („ich fürchte“, „mich bangt“), seinen Appellen („ich will immer warnen und wehren“) und Vorlieben („die Dinge singen hör ich so gern“); diese Empfindungen stehen den Handlungen der Menschen („sie sprechen“, „sie wissen“, „ihr rührt sie an“) diametral gegenüber (antithetische Struktur).

b) Inhalt: Auch in Rilkes Gedicht wird das Thema gleich zu Beginn in einer einzeiligen Aussage zusammengefasst: die Angst des lyrischen Ichs vor der Sprache der Menschen. In Strophe 1 wird diese Furcht damit begründet, dass die Menschen die Dinge eindeutig („deutlich“) benennen und begrenzen („Beginn“, „Ende“), also aus dem Zusammenhang herausnehmen. Dieser sprachlichen Kategorisierung liegt eine anmaßende Wissenshaltung (Naturwissenschaft?) zugrunde, die - so Strophe 2 - vor nichts Halt macht, sich über Ort und Zeit erhebt und alle (göttlichen) Geheimnisse zu ergründen sucht. Die Empfindungen des lyrischen Ichs steigern sich in der 3. Strophe zu der Aufforderung, von der begrifflichen Vereinnahmung abzulassen, um die Dinge in ihrer Wesensart zu bewahren und auf ihre Weise sprechen bzw. singen zu lassen (eine deutliche Anlehnung an Eichendorffs „Wünschelrute“).

c) Fazit: Beide antithetisch strukturierten Texte kritisieren den Sinnverlust durch eine begriffliche Sprache, jedoch mit unterschiedlichem Nachdruck und aus gegensätzlicher Blickrichtung: Maeterlinck sinniert auf bildhafte Weise über die Folgen des sprachlichen Zugriffs auf die Dinge für den Menschen, das lyrische Ich Rilkes wird zum klagenden Fürsprecher der Dinge selbst, die durch die fixierende, vergegenständlichende Benennung aus ihrem Zusammenhang und um ihr Eigensein gebracht werden. Nicht nur gibt das lyrische Ich den Dingen den Vorrang (vgl. die syntaktische Voranstellung der Dinge in Zeile 10: „Die Dinge singen hör ich so gern.“), es lässt sie auch in „ihrer“ Sprache sprechen, indem es sich einer gebundenen Form des Gedichts bedient, das dem Einzelnen durch Rhythmik, Reim und Gleichklang einen „wunderbaren“ Zusammenhalt verleiht.